

## **Werk**

**Titel:** Des Abbé Rochon ´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

**Autor:** Rochon, Alexis Marie

**Verlag:** Voss

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1792

**Kollektion:** Itineraria

**Werk Id:** PPN243819706

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG\_0009

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

## **Terms and Conditions**

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## **Contact**

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

wen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verlust, weil sie diese nützliche Vorsicht vernachlässigt hatte.

Die Franzosen haben nur die Ostküste der Insel Madagaskar besucht. Die Provinz Karnossi, worin das Fort Dauphin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so ein Theil von denen, worin Soupoint, die Bay Antongil und die Insel Nossi-Hibrahim liegen.

### Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worin sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Wallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben besetzt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drei oder vier große Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kuhhaaren besetzt ist. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehen ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karfanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache *Taensa* genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karfanossi sind in der Kunst zu schreiben nicht ganz unwissend. Sie haben sogar einige historische Bücher in Madekassischer Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Dmbiassen genannt werden, bedienen sich nur der Arabischen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Geomancie und die Sterndeutekunst. Diese Dmbiassen sind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmtesten kommen aus der Provinz Matatan, wo sich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekassen gefürchtet, weil sie sich in dieser lügenhaften Kunst auszeichnen. Die Dmbiassen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Astrologie. Die Schreibkunst ist ohne Zweifel von den Arabern, welche die Insel vor dreihundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thal Umbul verfertigt, und zwar aus der Papyrus nilotica, welche die Madekassen Sangasanga nennen. Man löset die zweite Rinde von diesem Schilf geschickt ab, theilt sie in sehr kleine Blätter, benetzt sie mit Wasser, legt sie in verschiedenen Richtungen auf einander, und drückt sie dann zusammen. Hierauf läßt man die Masse in einer starken Aschenlauge kochen, und stampft sie nachher in einem großen hölzernen Mörser zu einem Teig. Dieser wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaschen und gespült, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Absud von Reißwasser, den man in der Madekassischen Sprache Raunpan nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, so löschet es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man Arandrato nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die Arabische Sprache einigermaßen ausgebreitet. Man weiß, daß die Arabischen Fürsten, längs der Afrikanischen Küste, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Monocemugi liegen, große Staaten gestiftet, und sich auch die Insel Komoro unterworfen haben. Diese, nach Afrika und den nahe gelegenen Inseln verpflanzten Fürsten vergessen ihr ehemaliges Vaterland nicht. Sie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maskat und den Küsten von Abyssinien; sie besitzen sogar an dem Flusse Bombetok\*) in Madagaskar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, sich auf der Insel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben sie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Mohammedanismus unter den Einwohnern gelassen. Es herrschte ehemals unter den Arabern und Portugiesen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religions-eifer dieser beiden Nationen entsprangen. Die Araber von Komoro und Madagaskar haben wiederholte Einfälle in die Portugiesischen Niederlassungen auf der Afrikanischen Küste gemacht und ihnen sehr geschadet, ja sogar mehrere gänzlich zerstört; doch dieser Haß hat sich gelegt, seitdem die Macht der Portugiesen schwächer, und die Gelegenheit ihnen zu schaden seltner geworden ist.

\*) Der Name Bombetok oder Bombetok, dessen der Verfasser hier erwähnt und der auch in Veniowski's Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Flusse, sondern einer kleinen Arabischen Niederlassung gegeben, welche bei dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordwestküste von Madagaskar befindlich ist. Dieser Hafen, der in den Karten auch den Namen des Combetora-Flusses hat, nimmt mehrere Flüsse, den Obina-Neitta, den Tan-gabilli zc. auf, und seine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35' Südlicher Breite. Der Ort Bombetok wird auch Sometok, eigentlicher aber Ampaupitoka oder Ampompitoka geschrieben. Wenige Meilen westwärts davon liegt der Hafen Neu-Massailli oder Boena, den die Englischen Seefahrer New-Massaleige oder New-Matheleage nennen. Die Nation der Sklaven bewohnt diese Küste. G. S.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Soa diesen Stillstand der Feindseligkeiten benutzen, um in Madagaskar auf Kap St. Sebastian eine Portugiesische Niederlassung zu gründen, deren Endzweck indeß bloß religiös war, da die Portugiesen mehr darauf dachten, eine Mission als ein Comtoir anzulegen; doch dieser Plan ist nicht gelungen, und Herr Bosse, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Ueberreste von dieser Niederlassung gesehen.

Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus sich auf dieser von den Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beschneidung, die Enthaltung von Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsätze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein andres Leben \*), und nehmen, wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äußerst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem großen Welttheile zuschreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Nase der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anossi und Karfanossi wohnten, behaupten von Jmina, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen Zafferahimini \*) angenommen.

\*) Dies kann man wohl nicht ohne alle Einschränkung behaupten. G. S.

\*) Dies sind die in Heniowski's Nachrichten vorkommenden Kamini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil sie glaubten, daß er ihres Stammes sey. G. S.

men. Die in Tamatava, Foulpoint, Nossi-Hibraschim und der Bay Antongil stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich Zaffe-Hibraschim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine dritte Art von Weißen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschickt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der Mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, versagt und ermordet hatten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weißen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie Arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Nossi und Karanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontampassemaka, und theilt sie in drei Klassen: die Rhoadrians, die Unakandrians und die Onhatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoadrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoadrians sind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain \*).

Die Unakandrians stammen von den Rhoadrians und von einem Weibe aus einer geringeren Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoadrians die Ehre und den Gewinn, für die andren Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich sind.

Die Onhatsi sind die letzte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen besonderen Vorzug. Es

\*) Man vergleiche hiermit, was Veniowski über diese verschiedenen Stämme oder Kasten der Malegischen sagt. Die Verschiedenheit zwischen beiden Nachrichten ist leicht begreiflich. Unvollkommene Sprachkenntnis kann verursacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch scheint die hier gegebene sowohl umständlicher, als genauer zu seyn. G. S.

sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Hassagai zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tänzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die *Boadziri*, die *Lohavohits*, die *Dnsoa* und die *Endeves*. Die *Boadziri*, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in großer Achtung stehen; denn sie haben, ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz *Anossi* erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein *Rhoandrian* oder *Anakandrian* gegenwärtig befindet. — Die *Lohavohits* sind weit weniger mächtig, als die *Boadziri*: sie können nie mehr, als Ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen *Rhoandrian* oder *Anakandrian* holen lassen, um die Thiere zu schlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der *Dnsoa* folgt unmittelbar auf die *Lohavohits*, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die *Endeves* sind geborne Sklaven; und ihr Name bedeutet in der Madefassischen Sprache einen verlorenen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Rassen \*) paßt.

\*) Dieses Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort ursprünglich vier sind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die sich bis auf 37 erstrecken. (S. *Dalrymple's Oriental*

Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nehmlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen; und diese sind die Mütter der verschiedenen *Rassen*. Die *Rhoandrians* stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der *Anakandrians* und *Dngatsi* haben einen weniger edlen Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse, die andre aus der linken Schulter genommen. Die *Boadziri* verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schläfe lag, aus seiner rechten Seite hervorging. Die Mutter der *Eohavohits* und der *Dnoga* kam aus dem Schenkel und der Wade. Die *Endeves* aber haben einen niedrigeren Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen.

Gewiß ist es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz *Anossi* solche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder seyn und nicht einen gemeinschaftlichen Ursprung haben wollen! Dies Phänomen läßt sich nicht anders erklären, als aus der Eroberung von *Madagaskar* durch die Araber, die Vorfahren der *Rhoandrians*. Dieser fremde Stamm hat allenthalben, wohin er sich ausgebreitet, Spuren von dem leidigsten Aberglauben hinterlassen. Jetzt sind die *Rhoandrians* bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz *Anossi* giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreiet werden wird, die sie verheert und mit einigen Ceremonien des Mohammedanismus angesteckt haben.

Repertory No. I. p. 49. Die Fabel von der Entstehung der vier Hauptstämme in Indien hat mit der Madefassischen sehr viele Aehnlichkeit. Man vergleiche *Robertson's* historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, S. 347. G. S.

Die Malegaschen sind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechseln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können sich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zusichert. Diese Insulaner sind zu muthig, um sich einem lästigen Joche zu unterwerfen; aber oft schadet ihre äußerst große Leichtgläubigkeit, ohne daß sie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glück ihrer Unternehmungen.

Wie sollten auch diese, in der dicksten Finsterniß lebenden Völker sich vor den Betrügereien der Umbiassen hüten können, da die aufgeklärtesten Nationen noch täglich von Betrügnern und Scharlatanen hintergangen werden! Es scheint für den Menschen ein Bedürfniß zu seyn, daß er sich von Chimären unterjochen läßt. Selten ist die Vernunft stark genug, ihn bis auf einen gewissen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüten, die ihn oft zu den lächerlichsten Täuschungen hinreißt; und wenn er unter gesitteten Nationen diesen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunst verbirgt, so thut er es bloß, weil er sich seiner Schwachheit schämt.

Die Malegaschen in der Provinz Anossi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einsichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenschaftlich, lassen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß sie dem andern Geschlechte zu gefallen suchen. Dies erhält hier mehr, als in jedem andren Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glück der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andre Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reize, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die Madekassischen Weiber schön; sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut,

glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besitzen; indefs heirathen sie nur Eins auf eine gesetzmäßige Art, und die andern werden als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurückgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äußerst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachlässig auf die Schulter herunter fallen lassen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieselben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Malegaschischen Weiber scheinen glücklich zu seyn und sind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und sich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indefs die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und selbst einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nehmlich, dieses unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Raun nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt ist, versammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Instru-

mente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren, und die Zuhörer schienen mir immer sehr viel Antheil daran zu nehmen. Diese Spiele sind sehr nützlich, da man in ihnen schöne Handlungen preist und sich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Gesundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht sie sich diesen fröhlichen Zusammenkünften, um beißende Spöttereien zu vermeiden und um sich von den *Ombiaffen*, oder Ärzten des Landes, behandeln zu lassen. Sie zeigt sich nicht eher wieder in Gesellschaft, als bis sie völlig geheilt ist. Diese Gewohnheit verhindert, daß die venerische Krankheit sich auf dieser Insel nicht eben so ausbreiten kann, wie in Europa. Uebrigens haben die *Ombiaffen* ein Mittel dagegen gefunden, das sehr heilsam seyn soll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren sie sich bedienen; doch weiß ich, daß ihre Blätter denen von der *Philaria* \*) gleichen. Die Ärzte schreiben der Kranken vor, dies Blatt zu kauen und zu verschlucken, und dabei wechselsweise auf dem Rücken und auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belastet werden; und damit die Transpiration nicht gestört wird, muß man, so lange das Arzneimittel wirkt, rings um sie her ein helles, lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichsten setzt sich die Krankheits-Materie an der Fußsohle ab, und das Geschwür, das daselbst entsteht, hat selten üble Folgen. Man sorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu un bequem für die Kranke ist. So weiß dieses wilde Volk sich in kürzerer Zeit, als wir, glücklich von einer Krankheit zu befreien, die wir ihm mitgetheilt haben und die bei uns so viele Verheerungen angerichtet hat.

Anstatt die Wilden zu beklagen, daß sie mit den Europäern bekannt geworden sind, scheinen die meisten Rei-

\*) Es ist sehr zu bedauern, daß Herr *Kochon* nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von so großem Nutzen in der Heilkunde seyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier *Filaria* oder *Phillyrea* lesen soll. G. S.

senden Vergnügen daran zu finden, sie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf solche Art hat man ihnen die Gastfreiheit, die sie so edelmüthig und uneigennützig bewiesen haben, fast immer vergolten! Man lese nur Flacourt; ihm zufolge sollte man glauben, der Malegasse sey der größte Bösewicht, Betrüger und Schmeichler von der Welt. Er scheuet sich nicht, zu versichern, daß bei diesen Insulanern Rachsucht und Verrätherei für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuschen, der nicht mit Rousseau den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande studirt hat. Kann denn ein Mensch, der sich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder böshaft seyn? Wenn jemand aus einem civilisirten Volke von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wird, so stürzen seine, mehr aufgereizten, als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht herausziehen kann. Der Wilde aber erfährt nichts Aehnliches, wenn er bei seinen Vergnügungen dem Antriebe seiner Sinne folgt. Was auch Reisende sagen mögen — schlechte Sitten finden sich nur in dem Zustande der Civilisirung. Die Schwierigkeit, seine Neigungen zu befriedigen, lenkt den Menschen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine schlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beispiele, vervielfachtes Interesse, frivole Neigungen und erkünstelte Bedürfnisse setzen in unsern Augen die menschliche Natur so weit herab, daß einige Philosophen dadurch auf den Gedanken gerathen sind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laster geboren. Der Naturmensch, sagt Hobbes, ist ein böshaftes Kind. Aber fern sey von uns eine so widrige Idee! wir wollen in unseres Gleichen gute und mitleidige Wesen sehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaskar mit einiger Sorgfalt studirt, verschiednemale Versammlungen von ihnen beigewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bei ihnen die kluge Mäßigung gefunden, die sie vor den schädlichen Ausschweifungen, den bei policirten Nationen so gewöhnlichen Lastern, sichert.

Zwar haben die Malegaschen bisweilen Verrätherei gebraucht; aber dann waren sie durch die Tyrannei der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann jenes Volk sich anders gegen unser Geschütz und unsre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gastfreiheit, die sie uns so edelmüthig beweisen, werden sie von uns äußerst tyrannisch behandelt; und wir nennen sie Verräther und Feige, wenn wir sie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen so gern auflegen! Diese traurigen Wahrheiten sind durch den Untergang verschiedener Etablissements, welche die Europäer auf Madagaskar zu errichten versucht haben, nur allzu sehr bestätigt. Der Kapitain *Picault* erhielt im Jahre 1642 für sich und seine Handelsgenossen das ausschließende Privilegium, Handel mit Madagaskar zu treiben; und um eben die Zeit ward einer Gesellschaft von reichen Kaufleuten durch einregistrirte Patente der Handel mit dieser Insel bewilligt. *Pronis* bekam den Auftrag, Madagaskar im Namen des Königs in Besitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der sich befestigen ließe, und bei dem man sicher und leicht landen könnte, ein Etablissement anzulegen. Er wählte das Dorf *Manghefia*, welches in 24° 30' S. Br. an dem äußersten Ende der Provinz *Karfanossi* liegt. Dieser Ort schien allem, was man zur Absicht hatte, zu entsprechen. Die zahlreichen Heerden von Rindvieh, die es rings umher giebt, und die fruchtbaren Reis- und Batattfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, der am Fuße des Berges *Siliva* entspringt, bewässert Wiesen von unermeslichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz ist in der Nähe bequemer Werfte; und

der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geschützt.

Raum hatte Pronis sich in Manghafia niedergelassen, so brachte der Kapitain Resimont ihm aus Frankreich siebzig Mann, um seine kleine Kolonie zu verstärken; aber wegen der ungesunden Luft starb in einem Monath ein Drittheil der Franzosen. Pronis sah sich genöthigt, dieses erste Etablissement zu verlassen, so vortheilhaft auch die Lage desselben war. Er begab sich nun mit den Ueberresten seiner kleinen Kolonie schnell nach der Halbinsel Tholangar, die in 25° S. Br. liegt und eine gesündere Luft hat.

Diese Halbinsel wird unvermerkt breiter; es ist daher leicht, sie durch Redouten und Pallisaden zu versperren, und sie auf diese Art vor den Unternehmungen der Insulaner zu sichern. Das daselbst erbaute Fort beherrscht die Rhede, und ist um hundert und funfzig Fuß höher, als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrscht, nicht aushalten. Eine steile und von Brandungen umgebene Küste macht das Land schwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich seyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieses Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, ist ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortreflichen Cement bekleidet sind. Die Seite nach der Rhede zu ist nicht geschlossen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund ist vortreflich; ein Schiff würde eher seine Tauen zerreißen, als die Anker schleppen. Der schöne Fluß Fanscher, der an dem Fuße der hohen Berge von Manghabeu entspringt, ergießt sich zwei Stunden weit von dem Fort Dauphin, und sehr nahe bei dem Kap Kanavat, in das Meer. Dieser Fluß speiset einen großen See, den die Insulaner den See Ambul nennen. Er hat zehntausend Toisen im Umfange, und seine mittlere Tiefe beträgt vier-

zig Fuß. Dieser See würde ein vortreflicher Hafen seyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung ist, nicht oft von Trieb sand verstopft wäre. Es giebt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieses Bassin einlaufen könnten; aber sie sind selten. Der Strom muß bei einem plötzlichen Anschwellen mit Gewalt die Sandbank zurücktreiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor seiner Mündung aufhäufen. Diese Barren entstehen da, wo der Strom des Wassers mit der Gewalt der Fluth in Gleichgewicht ist. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frei zu machen und die Bank wegzuschaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in diesen schönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemessenen Entfernung und in einer Richtung, die sich nur nach sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle bestimmen läßt, einige alte, mit Ballast beladene Schiffgerippe versenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, sind zu diesem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffgerippen scheint mir das bequemste, schnellste, und am wenigsten kostbare. Uebrigens muß eine Erfahrung von dieser Art, wie sie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden. — Der Fluß F a n s c h e r ist funfzehn bis zwanzig Stunden weit schiffbar; und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, sind unbedeutend.

Die Landspitze I t a p e r, im Norden von F o r t D a u p h i n, schließt im südlichen Theile die große Bay L u k a r. Die Insel S t. K l a r a schützt sie vor den Seewinden, und verhütet, daß die Mündung des kleinen Flusses I t a p e r nicht, wie die von dem F a n s c h e r, verstopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Insel; die Seefahrer besuchen aber diesen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay L u k a r voller Klippen ist.

Die Halbinsel T h o l a n g a r war für den glücklichen Fortgang der Niederlassung unter P r o n i s sehr günstig, da das reiche und fruchtbare Thal U m b u l, und die Nähe

mehrerer schiffbaren Flüsse alle Besorgnisse wegen der Anschaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eisen und vorzüglich gutem Stahl, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz — das alles sind Vortheile, die ein kluger und einsichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachlässigt haben würde. Aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Industrie. Der Müßiggang, worin er und die sämmtlichen unter seinem Befehle stehenden Franzosen lebten, stürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervorbringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsg Geist; und bald legten die, welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorsam schuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb sechs Monathe lang in Gefangenschaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchst nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreiete. Aber kaum war dies geschehen, so machte er sich eines neuen Verbrechens schuldig; er verkaufte nehmlich an van der Meester, Gouverneur von St. Mauritius (dem jetzigen Isle de France) öffentlich die unglücklichen Malegaschen, die im Dienste der Kompagnie standen; und — was den Unwillen der Insulaner im höchsten Grade erregte — es befanden sich unter diesen Sklaven sechszehn Weiber von dem Stamme der Pohaohits.

Sobald die Kompagnie dieses strafbare Verhalten erfuhr, nahm sie dem Befehlshaber seine Bestallung. Flacourt ward an seiner Stelle gewählt; er kam aber erst zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umständliche Nachricht von dem, was unter seiner Administration vorgefallen ist; und so brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieser Gouverneur gegen die unglücklichen Insulaner verübte, nicht zu schildern. Im Jahr 1661 schickte er vierzig Franzosen mit einem Trupp bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fauscher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieser Befehlshaber die ihm so edelmüthig erwiesene Gastfreiheit

verleßte, kann in einem aufgeklärten Jahrhundert keinen Vertheidiger finden; und wie sollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die sich für unsre Tyrannei zu rächen suchten, der Treulosigkeit zu beschuldigen! — Flacourt wußte sich zwar bei den Franzosen, die unter seinen Befehlen standen, besser Gehoriam zu verschaffen, als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundsätze des Naturrechts besser kannte. Mag Flacourt's Geschichte von Madagaskar lesen, wer Muth dazu hat; wir wollen sehen, ob seine Nachfolger weniger unmenschlich gewesen sind.

Fort Dauphin brannte im Jahr 1655 ab, und ward erst 1663 wieder aufgebanet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, schickte la Case'n aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieses Mannes sage, dessen Andenken auf Madagaskar noch berühmt ist. La Case war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Bacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bei seiner Ankunft zu Fort Dauphin standen die Franzosen bei den Insulanern in gar keiner Achtung; und die Kolonie in dem Fort war, so viel sie auch gekostet hatte, in einem sehr elenden und beklagenswerthen Zustande. La Case unternahm es, den Ruf des Französischen Volkes wieder herzustellen, und es gelang ihm. Wegen sehr vieler Siege, gaben die Malegaschen ihm den Beinamen Dian Puffe. Eine größere Ehre konnten sie ihm nicht erweisen; denn Dian Puffe hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Insel eroberte und dessen Andenken bei diesen Völkern noch sehr geehrt wird.

Nur die Franzosen ließen la Case'n nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für seine Tapferkeit und sein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eifersüchtig auf den Ruhm, den

jener sich durch die geschickte Vollziehung der ihm gegebenen schwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte sich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrscher der Provinz Ambul, Namens Dian = Rassit at, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la Case, um ihn an sich zu ziehen. Fünf Franzosen folgten diesem, und verließen Fort Dauphin. Dian = Kong, die Tochter des Dian = Rassit at, verliebte sich heftig in la Case'n, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieser alte und schwache Fürst hatte am Rande seines Grabes den Trost, das Glück seiner Unterthanen dadurch zu sichern, daß er seinen Schwiegersohn zum unumschränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Case schlug, als er Dian = Kong zur Gattin nahm, den Titel und die Ehre aus, die in diesem Lande mit der höchsten Macht verbunden sind, und wollte nur als der erste Unterthan seiner Frau angesehen seyn, die bei dem Tode ihres Vaters zur Monarchin erklärt ward. La Case ward von Dian = Kong, die mit einer reizenden Gesichtsbildung großen Muth und seltne Eigenschaften verband, zärtlich geliebt, und von seiner Familie, so wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt. Doch für das Gedeihen der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünsche thun. Er durfte seinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß sie sich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf la Case'n's Kopf und auf den Kopf der fünf Franzosen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis gesetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerst aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzustellen wagte, für den sie die tiefste Ehrfurcht hatten, und weigerten sich einmüthig, dem Fort Lebensmittel zu verschaffen. Zu den Fiebern und andren Krankheiten, welche die Anzahl der Franzosen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungerstoth. Unsre Niederlassung im Fort Dauphin  
war

war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Uebeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzosen nach Madagaskar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrscht. Die Insulaner haßten sie, und sungen sogar an, sie zu verachten. Unsre Tyrannei hatte sie empört, aber unsre innerlichen Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Ueberlegenheit unserer Waffen ihnen Anfangs verursachte. Der Kapitain Kerkadio sah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer seyn konnte. Dieser brave Officier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte seines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargou'n zu bewegen, daß er sich wieder mit la Case'n versöhnte. Er stellte ihm vor, daß er einen Mann, der durch seine Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß unumschränkter Herr von der Provinz Ambul, sondern auch Souverain der ganzen Insel Madagaskar geworden wäre, nicht mehr als seinen Subaltern ansehen müsse. Was konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen haben, als unsinnige Halsstarrigkeit eines Chefs von einer fast zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen, als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelte indes, daß seine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachtten Chamargou Eindruck machen würden; daher wandte er sich an einen unterrichteten Advokaten, der sich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeschifft hatte, und bat ihn dringend, und als Freund, alle seine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über seinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieses schwere Unternehmen gelang, hatte er weniger seiner Beredsamkeit, als der Ehre

zu verdanken, daß der Marschall de la Meilleraye ihn kannte und sein Beschützer war. Sobald er dem Gouv. Chamargou zu versichern gab: er könne nicht umhin, dem Marschall von dem Unglück und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenschaft zu geben; so ward der vorher so stolze, unbiegsame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trostete, und die traurigen Ueberreste der ihm anvertrauten Kolonie seiner Rachsucht aufopfern wollte, plötzlich besorgt und furchtsam. Schon der bloße Name des Marschalls setzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitain Kerkadio bitten, ihm seine Hartnäckigkeit zu verzeihen; und suchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Case'n auslöshen sollte, wobei er sich schon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheischig machte. Kerkadio reiste, in Begleitung des Advokaten, nach Ambul ab; und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging schnell und leicht von Statuten. La Case verachtete die vergeblichen Bemühungen seiner Feinde; denn dieser würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als seinen Landsleuten nützlich zu seyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, sobald man ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Ueberfluß mit sich nach dem Fort Dauphin. So lange man seinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlassung nicht mehr durch Unordnung und Eied.

Dian Kong zeigte sich nicht weniger großmüthig, als ihr Mann. Jeder Franzose — so stark ist die Macht der Tugend! — fühlte sich wahrhaft von dem heroischen Muth dieser Frau gerührt, welche Herrschaft genug über sich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böse ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem sanften Antriebe, oder vielmehr jenem angeborenen Bedürfnisse des Menschen, seines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth sieht.

Der Advokat genoß mit seinem Freunde Rerkadio zugleich das Glück, Frieden und Ueberfluß in dem Fort Dauphin wieder hergestellt zu haben; doch vergaß er dabei die verabscheuungswerthe List nicht, die ihn seinen werthen Studien und seinem Stande entrißen hatte. Er irrte seit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem stürmischen Meer umher, und durchstreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, sie zu besuchen. Seine Wünsche waren nur auf sein Vaterland gerichtet; sie konnten aber erst nach neuen Beschwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch seine Geschichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgesucht und ausgewirkt, daß sein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaskar gebracht werden sollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, diesen Befehl vollziehen zu lassen, war so unvorsichtig, daß er sich in Nantes einem von jenen dienstfertigen Menschen anvertraute, die das unselige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzusößen und es zu benutzen. Der Letztere fand es drollig, den Advokaten einschiffen, und den Bruder entkommen zu lassen. Durch diesen doppelten Betrug bemächtigte er sich dann der Börse von Beiden\*).

La Case blieb nur so lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daselbst Ueberfluß und Ruhe wieder herzustellen. Seiner Gattin Dian Nong gefiel es dort gar nicht, und ihre besonderen Angelegenheiten riefen sie wieder nach Umbul; überdies war Chamargou mehr eifersüchtig über La Case's glücklichen Erfolg, als erkenntlich für die ihm von jenem geleisteten Dienste, und er würde demselben unfehlbar Mißvergnügen verursacht haben. La Case konnte hieran um so weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, so wie die übrigen

\*) Hier folgt in dem Original eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenstände. Man würde sie wohl in jedem andern Buche eher suchen, als in einer Reise nach Madagaskar; sie konnte daher in der Uebersetzung füglich weggelassen werden.

Personen der Colonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben sollte. Aber in eben dem Augenblick, da die Franzosen, zweihundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karakossi beträchtliche Imposten erhoben und den Insulanern Gesetze vorschrieben, verwüstete aufs neue ein bürgerlicher Krieg diese schönen Gegenden, und machte la Case's Dienste nothwendig. Dieser, noch mehr für die Franzosen, als für die Malegaschen, unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionseifer eines Missionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrscher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verständiger, muthiger Mann und ein treuer Bundesgenosse der Franzosen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazaristen, Superior der Mission in Madagaskar, in seinem Donack auf eine sehr ausgezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenschaften des Dian Manange gefielen, bildete sich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der Letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, seine Freundschaft für die Franzosen und besonders die Empfehlung seines Freundes la Case forderten von ihm, daß er dem eifrigen Missionar zuvorsagte, wie unnütz seine Bemühungen wären. — Die Malegaschen mögen gern öffentlich sprechen; daher versammelte Dian Manange seine Weiber und seine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts in Stande wäre, ihn von seinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, sagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangst, ich soll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Donack rings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du dessen beraubt bist, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubst mir, mit Einem Weibe zu leben; aber ist Ein Weib ein Glück — warum sollten denn viele Weiber ein Uebel seyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrschen? Siehst du unter uns irgend eine Spur von

Eifersucht oder Haß? Nein, alle unsere Weiber sind gut; alle suchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklav, als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundsätze so nützlich, so nothwendig sind — weshalb befolgen deine Brüder im Fort sie nicht? weshalb zwingst du sie nicht, sie zu beobachten? Sie müssen den Werth und den Nachdruck deiner Worte besser kennen, als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betrügen. Es ist mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entsagen, und ich werde sie nur mit meinem Leben verlassen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrschaft unterworfen sind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir diese Macht. Sie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unsern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt.“

Der Vater Stephan beantwortete diese Rede nur mit dem unbedingten Befehl: Dian Manange sollte augenblicklich alle seine Weiber verstoßen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, so sollten die Franzosen ihm seine Weiber mit Gewalt wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine so unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Missionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, sie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn bestürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle seine Autorität brauchen, daß er einen Augenblick mit dem Mönche allein bleiben konnte. Dann entließ er ihn mit einem reichen Geschenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Missionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um sich über die wichtige Angelegenheit seiner Befehring zu entschließen. Aber dieser Aufschub, den er so dringend forderte, und den der Missionar kaum zugestand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit ge-

winnen, sich aus seiner Provinz *M a n d r a r e y* zu entfernen, ohne daß er von den Franzosen verfolgt zu werden fürchten dürfte. Sobald er dann glaubte, daß er es mit Sicherheit könnte, brach er mit seinen Weibern und Sklaven auf, um sich nach dem Lande der *M a s c h i k o r e n* zu flüchten, das fünf und zwanzig Stunden von dem *F o r t D a u p h i n* entfernt ist.

Sein Ausbruch ging nicht so geheim vor, sich, daß er dem Vater *S t e p h a n*, der sogar in dem *D o n a c t* Spione hatte, hätte unbekannt bleiben können. Vergebens suchte *E h a m a r g o u* den Missionar bei sich zurückzuhalten; dieser hörte nur auf seinen Religionseifer, und faßte den unbesonnenen Entschluß, dem *D i a n M a n a n g e* nach dem Lande der *M a s c h i k o r e n* zu folgen. Ein Lazarist, noch ein Franzose und sechs Küchenjungen oder Bedienten, welche seine Priesterkleidung trugen, begleiteten ihn auf dieser gefährlichen Mission. Nach vielfältigen Beschwerlichkeiten und Hindernissen kam er in der ersten Fastenwoche des Jahres 1664 zu *D i a n M a n a n g e*. Dieser war über den Muth des Mönches mehr erstaunt, als erschrocken, bezeigte ihm tiefe Ehrfurcht, und nahm ihn so auf, wie er es gar nicht erwarten konnte. Vergebens bat er ihn inständigst, von dem Vorhaben, ihn zu bekehren, abzulassen, weil es sich nicht mit seinen Sitten und Gebräuchen verträge. Der Vater *S t e p h a n* riß ihm, statt aller Antwort, sein *O l i* und seine Amulette ab, warf sie ins Feuer, und erklärte ihm Krieg. Es wird wohl nicht befremden, daß ein so heftiges Verfahren ihm und allen seinen Begleitern augenblicklich das Leben kostete. *D i a n M a n a n g e* ließ sie todt schlagen, und schwor zugleich das gänzliche Verderben der Franzosen. Um diesen schrecklichen Eid desto sicherer halten zu können, schickte er seinen Sohn, der getauft worden war, an seinen Schwager *L a v a t a n g e*, (*la Vatangue*) um ihn zu unterrichten, was für Bewegungsgründe ihn vermocht hätten, sich von der Tyrannei der Franzosen zu befreien, deren strafbare Absich-

ten auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Gebräuche, die Sitten und die Religion des Landes umzustossen. Er setzte hinzu: sein Oti (eine Art von Amulet, das die Insulaner um Rath befragen) habe ihm befohlen, dieselben, auch mit Gefahr seines Lebens, zu vertheidigen. Noch versicherte er Lavatange'n: die Franzosen wären unfähig geworden zu siegen, weil sie es gewagt hätten, so strafbare Ausschweifungen zu begehen. Im Zorn benachrichtigte er seinen Schwager auch, daß Chamargou vierzig Franzosen nach der westlichen Küste geschickt hätte, die er leicht überfallen und niedermachen könnte. „Ich schicke dir meinen Sohn, setzte er zum Schlusse seines Briefes hinzu, daß er sich an die Spitze des Heeres stellen soll, welches du abschicken wirst, um die Franzosen anzugreifen und zu vernichten. Mein Oti inspirirt mich; und du weißt, welches Unglück uns befällt, wenn wir das, was es uns gebietet, nicht treu befolgen. Mein Sohn wird dir alles, was vorgegangen ist, umständlich erzählen; du wirst über das treulose Verfahren dieser Fremden gegen ihren getreuesten Bundesgenossen in Unwillen gerathen.“

Es war ein großes Glück für Lavatange'n, daß er von der Reise der vierzig Franzosen Nachricht erhielt. Er hatte nur so eben noch Zeit, sich in Bereitschaft zu setzen; denn zwei Tage nach der Ankunft seines Neffen meldeten ihm seine Spione, daß die Franzosen eine Stunde weit von seinem Dorfe gelagert wären. Er ließ den letzteren Reis, Honig und vier Ochsen anbieten, und ersuchte sie, ihm doch den Endzweck ihrer Reise zu sagen, weil er noch niemals eine so große Anzahl Europäer in dem Inneren der Insel gesehen hätte. La Forge, der das Detaschement kommandirte, ließ Lavatange'n antworten: er habe Befehl, sein Land der Herrschaft des Fort Dauphin zu unterwerfen. Der Letztere gerieth über ein so unerwartetes Unternehmen in Schrecken, bat ihn um Frieden, und trug ihm vierhundert Ochsen an, wobei er bemerkte: sein Land Häe-Fontschiliege zu weit von dem Fort, als daß er

sich den Haß der Franzosen habe zuziehen können. La Forge verwarf den Vorschlag mit Verachtung; ja, der Unsinlige wagte es, zwanzig tausend Ochsen als die Friedensbedingung zu verlangen. Lavatange gab auf eine so ausschweifende Forderung gar keine Antwort, sondern ließ die Uebentheurer todt schlagen, als sie gerade ein Zuckerrohrfeld verheerten.

Man erfuhrt in Fort Dauph in die näheren Umstände von dem Unglück der vierzig, nach der Westküste ausgeschickten Uebentheurer durch einen Portugiesen, der allein dem Blutbade entrann, weil er sich in einem großen, mit Schilf bewachsenen und übel riechenden Sumpf flüchtete. Er blieb daselbst zwei Tage lang verborgen, wobei ihm das Wasser bis an den Hals ging. Die Insulaner wollten sich nicht hinein wagen, und steckten daher das Schilf in Brand, um den Portugiesen zu nöthigen, daß er herauskommen müßte; aber durch den dicken Rauch, den dieser Brand verursachte, hatte er das Glück ihrer Verfolgung zu entgehen. Den Insulanern lag viel daran, diesen Menschen zu tödten, damit Chamargou sie nicht vor der Ankunft des Dian Manange, der mit seinem Heere noch in dem Lande der Maschikoren war, angreifen könnte. Der Portugiese berichtete nun: es wäre mit ihrer Reise bis dahin, daß sie auf Lavatange'n gestossen, alles völlig glücklich gegangen. Ihre Menge hätte die Dörfer, durch die sie gekommen, in Schrecken gesetzt, und die Oberhäupter ohne alle Schwierigkeit die geforderten Kontributionen bezahlt; endlich wären sie in Begriff gewesen, die Früchte einer langen und beschwerlichen Reise zu genießen, als die unersättliche Raubgierde ihres Befehlshabers an ihrem Verderben und an dem Verlust ihrer reichen Beute Schuld gewesen sey.

Chamargou hätte in diesem Vorfalle nichts andres sehen sollen, als gerechte Bestrafung der unglücklichen Landstreicher, welche Gegenden verheerten, auf die sie gar kein Recht hatten; aber statt diesen Unterricht zu benutzen,

faßte er den verderblichen Entschluß, die Wohnplätze der Insulaner mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Er rückte mit dreißig Franzosen und einem kleinen Heere von Manambulu aus, ließ Weiber und Kinder niederhauen, brannte alle Dörfer ab, die er auf seinem Wege fand, und bemächtigte sich des, Dian Manange'n gehörenden Donack's. Der Vater Mannier, der einzige noch übrige Missionar, trug die Standarte. — Ich werde hier keine umständliche Nachricht von diesem barbarischen Zuge geben. Ein Augenzeuge, der nachher Provinzial-Kommissarius der Artillerie ward, hat ihn in einem Werke unter dem Titel: Voyage de Madagascar, par M. V., beschrieben.

Die Handschriften, die ich benutze, stimmen nicht in allen Umständen mit diesem Schriftsteller überein; aber, wie es scheint, ward Chamargou durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich wieder nach dem Fort Dauphin zurückzuziehen. Als er hierbei über den großen Fluß Mandraren zu gehen suchte, zeigte sich Dian Manange, der seinen Bewegungen auflauerte, an dem entgegengesetzten Ufer mit einer Armee von sechs-tausend Mann, um sich seinem Uebergange zu widersetzen. Dian Manange, der das Chorhemde und das vier-eckige Barett des Missionarius Stephan trug, trostete an der Spitze seines Heeres den Franzosen, die beinahe vor Elend starben. Während der Zeit kam La Case heran, und brachte zehn Franzosen, nebst 3,000 Androfacen mit, die seine, oder vielmehr seiner Gattin Dian Nong, Unterthanen waren. Augenblicklich stürzte dieser tapfere Mann sich in den Fluß, gab Feuer auf den Feind, und nöthigte denselben noch mehr durch das Schrecken seines Namens, als durch die Gewalt seiner Waffen, die Ufer des Flusses zu verlassen und zu fliehen. La Case verfolgte ihn, obgleich die Annäherung der Nacht ihn hätte davon abhalten sollen. Er erkannte den Dian Manange mitten unter einer zahlreichen Schaar von Insulanern, und wollte über ihn herfallen; aber Na-

bazé, Dian Manange's Freund und Günstling, hatte den Muth, ihn aufzuhalten und sein Leben aufzuopfern, um seinen Oberherrn zu retten. Nur die Nacht konnte dem Morden Einhalt thun. Aber nach diesem blutigen Kriege befand das Fort Dauphin sich aufs neue in der beklagenswertheften Noth; die Oberhäupter schickten keine Lebensmittel mehr, und fingen die auf, die man von weit her holte. Dian Manange, der auf die Herrschaft über einen großen Theil der Insel Madagaskar Anspruch machte, bedrohte unsre Niederlassung mit einem furchtbaren Heere; und seine bloße Anwesenheit würde sie ausgehungert haben, wenn nicht La Case fünf tausend Stück Hornvieh in das Fort geschickt hätte. Alle Expeditionen dieses außerordentlichen Mannes hatten vollkommen glücklichen Erfolg; mit dreizehn Franzosen und zweitausend Androfacen schlug er den Dian Kavaras, der an der Spitze einer Armee von achtzehn tausend Mann stand, und nahm ihm zwanzigtausend Ochsen, nebst fünftausend Sklaven weg. La Case's großer Ruf machte endlich, daß der Rath der Kompagnie einsah, wie nöthig es wäre, einen Mann anzustellen und zu belohnen, der ihr so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und noch größere leisten konnte. Sie schickte ihm ein Lieutenants-Patent, schenkte ihm einen Degen, und wünschte ihm Glück zu den von ihm ausgeführten Unternehmungen. - La Case gab dem Herrn von Kennefort, der nach Frankreich zurückkehrte, den Auftrag, der Kompagnie für die neuen ihm erwiesenen Gunstbezeigungen zu danken, und setzte hinzu: er wollte es auf sich nehmen, mit zweihundert Franzosen die Insel zu erobern, und die übrigen vortheilhaften Plane, die er ihr schon vorgelegt hätte, auszuführen, wenn sie ihn berechnigte, nur ihr selbst unmittelbar Rechenschaft von seinem Verhalten zu geben. Die Kompagnie nahm diesen Plan nicht an, der ohne Zweifel mehr das Werk eines braven Soldaten, als eines einsichtsvollen Staatsmanns war; denn ein billig Denkender weiß die Rechte der Gast-

freundschaft zu ehren, und sieht es mit schmerzlichem Bedauern, wenn die Gefühle der Billigkeit und Menschlichkeit für niedrige Handelsvortheile verlest werden.

Der Marquis de Mondévergüe ward im Jahre 1666 von dem Könige zum General = Kommandanten der Kolonien jenseits des Aequators ernannt, und zugleich erhielten La Faye und Caron die Direktion des Indischen Handels. Der Marquis kam am 10ten März 1667 auf einem Schiffe von sechs und dreißig Kanonen im Fort Dauphin an, und ihn begleitete eine kleine Flotte von neun Fahrzeugen, welche die beiden Direktoren von Indien, einen General = Procurator, vier Kompagnien Infanterie, zehn Kolonie = Chefs, acht Kaufleute und zwei und dreißig Weiber an Bord hatte.

Mondévergüe ließ sich als Admiral und General = Gouverneur von dem Französischen Orient anerkennen. Er mußte seine Zuflucht zu La Case'n nehmen, um Unterhalt für seine Flotte zu bekommen. Der letztere sorgte für alles; ja er that noch mehr: er söhnte den Dian Manange, dessen Tapferkeit und Einsicht nicht zu verachten waren, mit den Franzosen aus. Dieses Oberhaupt, das man im Fort den Fürsten von Mandrarey nannte, schwor nun dem General = Gouverneur Gehorsam und Treue.

Caron, ein geborner Holländer, hielt sich nicht lange im Fort Dauphin auf. Er ging mit einem großen Theile der Flotte nach Surate ab, um die Direktion der dortigen Niederlassung zu übernehmen; und La Faye blieb im Fort. Im November 1670 kam eine andre Flotte von zehn Schiffen an, die unter dem Herrn de la Haye, Befehlshaber des Navarre, eines Schiffes von sechs und funfzig Kanonen, stand. Das ganze Geschwader gehörte dem Könige, und war zum Kriege bewaffnet. La Haye ließ sich als General und Admiral, mit der Autorität eines Vice = Königs, anerkennen. Er machte Chamargou zum Unter = Kommandanten, und La Case'n zum Major der

Insel. Um diese Zeit hatte die Compagnie dem Könige den Besitz von Madagaskar abgetreten.

Der Marquis de Mondévergue, dem man die Wahl gelassen hatte, ob er Gouverneur von Madagaskar bleiben, oder nach Frankreich zurückkehren wollte, zog das letztere vor, und schiffte sich im Februar 1671 auf der Marie ein. Bei seiner Ankunft zu Port-Louis fand er einen Kommissarius, der den Auftrag hatte, ihm die Rechnung über seine Administration abzunehmen. Die Compagnie war sehr gegen ihn aufgebracht; denn La Haye, mit dem er sich überworfen, hatte ihn verläumdert und auf das übelste angeschwärzt. Obgleich der brave Mondévergue, der mit Klugheit regiert und den Frieden in Madagaskar wieder hergestellt, die Stimme des Publikums für sich hatte, so mußte er doch seinem Gegner unterliegen, und starb als Gefangener in dem Schlosse zu Saumur.

La Haye, dessen Autorität unbegränzt war, faßte den Entschluß, sich von den Oberhäuptern, welche Verdacht bei ihm erregten, zu befreien; er machte daher Chamargou und La Case'n den Antrag, sie sollten den nächsten Nachbar der Franzosen, Dian Ramoufaye, der nicht nach dem Fort gekommen war, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, den Krieg erklären. Man verlangte nun von ihm, daß er alle die Waffen, die er von den Franzosen hatte, nach dem Fort zurückschicken sollte. Es läßt sich leicht einschen, daß er diese Forderung sogleich geradezu abschlug. Nun gab La Haye Chamargou'n und La Case'n Befehl, mit 700 Franzosen und 600 Madagaskern den Dian Ramoufaye in seinem Dorfe zu belagern. Dieser Angriff war fruchtlos; denn Dian Ramoufaye vertheidigte sich so lebhaft, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Hiermit schien es nicht natürlich zuzugehen; man glaubte, Chamargou habe aus Mißvergnügen darüber, daß er in einem Lande, wo er sonst immer der erste gewesen, ist nur der zweite war, nicht wenig dazu beigetragen, diese Expedition, deren Un-

gerechtigkeit man nicht einmal zu bemänteln gesucht hatte, zu vereiteln. Wie dem auch seyn mag — La Hays ward durch den schlechten Erfolg seiner ersten Unternehmung so gedemüthigt, daß er den Entschluß faßte, Fort Dauphin zu verlassen, und sich mit seinen Truppen nach Surate zu begeben, wenn er vorher die Insel Mascarenhas (die nachmalige Insel Bourbon) besucht hätte. Seine Eigenliebe war äußerst dadurch gekränkt, daß er den Chamargon, weil dieser durch Lokal-Kenntnisse Vortheile über ihn hatte, mit aller seiner Autorität nicht verhindern konnte, die Operationen, die er unternehmen wollte, durch geheime Triebfedern nach Willkühr scheitern zu lassen.

Bald nach La Hays' Abreise starb der brave La Case. Es ließ sich leicht vorhersehen, daß der Tod dieses berühmten Mannes unvermerkt den Untergang unsrer Niederlassung nach sich ziehen würde. Man wußte, daß die Insulaner die lebhafteste Begierde hatten, sich für unsre Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rächen, da unser Joch ihnen verhaßt und unerträglich war.

Daß die Niederlassung im Fort Dauphin, trotz der verabscheuenswerthen Administration ihrer Befehlshaber, nicht zu Grunde ging, hatte man bloß La Case'n zu verdanken, dessen Name die Malegaschen von einer so fehlerhaften Konstitution abhängig erhielt. Das Andenken dieses in der That außerordentlichen Mannes steht bei den Insulanern noch in großer Verehrung. Seine Tapferkeit, verbunden mit noch feltneren Eigenschaften, und besonders seine Verwandtschaft mit ihnen durch seine Verheirathung mit Dian Nong, gab ihm ein solches Ansehen, daß erst nach seinem Tode alle Oberhäupter sich gegen die traurigen Ueberreste der Französischen Abentheurer vereinigten, auf deren ephemeres Glück immer viel größere Widerwärtigkeiten folgten.

La Case hatte ohne Zweifel zu viel Neigung zum Kriege; und dies ist ein Flecken für sein Andenken. Doch

wen stürzt Ruhmbegierde nicht bisweilen in eine Trunkenheit, welche alle Gefühle von Recht und Menschlichkeit tödtet? Ein tapferer Soldat kann sich schwer in allen Stücken wie ein Weiser verhalten; und in dieser Rücksicht wäre es vielleicht ungerecht, alle Handlungen dessen, der in Madagaskar seiner Nation am meisten Ehre gemacht hat, streng zu richten.

Chamargou überlebte la Case'n nicht lange; und nach ihm ward la Bretesche, la Case'n's Schwiegervater, der aber weder die Talente noch das Ansehen seines Schwiegervaters hatte, Befehlshaber der Niederlassung. Er sah, daß er bei der Unruhe und der Zwietracht, die unter den Franzosen und den Insulanern herrschten, unmöglich seine Autorität behaupten konnte; deshalb benutzte er die Gelegenheit, da ein nach Surate bestimmtes Schiff bei der Insel vor Anker ging, sich mit dem Ueberreste seiner Familie einzuschiffen. Mehrere Missionarien und einige andre Franzosen befolgten sein Beispiel; aber kaum war das Schiff segelfertig, als man ein Nothzeichen auf dem Lande bemerkte. Der Schiffskapitain ließ sogleich seine Schaluppen aussetzen; und diese nahmen nun bei dem Fort die Unglücklichen auf, welche einem, von Dian Ramoufaye und den übrigen Oberhäuptern in der Nachbarschaft unsrer Niederlassung veranstalteten Blutbade entgangen waren. Dieses traurige Ende hatte eine Kolonie, die gewiß blühend und für den Handel vortheilhaft geworden wäre, wenn ihre Vorgesetzten nicht alle Mittel angewandt hätten, den Namen der Franzosen bei den von Natur so sanften, menschlichen und gastfreien Malegaschen verhaßt zu machen.

Unter den verschiedenen handschriftlichen Aufsätzen, die mir bei dieser Nachricht von unsren ersten Niederlassungen im südlichen Theile der Insel Madagaskar zu Statte gekommen sind, muß ich mit Ehren eines Manuscriptes erwähnen, das ich von dem Minister Herrn de Malesherbe bekommen habe. Dieser Beförderer der Wissen-

schaften hatte zugleich die Güte, mir eine große und sehr sorgfältig gezeichnete Karte von Madagaskar\*) mitzutheilen, welche, so wie das Manuskript, von Herrn Robert ist. Dieser Mann widmete sie im Jahre 1725 dem Duc de Chaulnes, dessen Protektion er damals suchte, um ein neues Etablissement im Norden von Madagaskar zu errichten. Er war von den Seeräubern gefangen, und nach Madagaskar gebracht worden. Hier blieb er mehrere Jahre, und wandte sie nützlich dazu an, die Insel zu durchwandern und die Produkte der vornehmsten Provinzen kennen zu lernen. Sein Plan zu einer Niederlassung hatte den Endzweck, die Reichthümer zu sammeln, welche die Seeräuber in dem nördlichen Madagaskar, während dasselbe ihnen zum Zufluchtsorte gedient, verstreuet hatten. Doch dieser Plan, bei dem der Vortheil vielleicht nicht einmal die Kosten aufgewogen hätte, blieb unausgeführt. Es würden nun keine beträchtliche Niederlassungen mehr gegründet, außer in neuern Zeiten eine von Herrn de Modave, einem angesehenen und verständigen Officier, im südlichen Theil, und eine andere von dem Grafen Venioveski im nördlichen. Ich war im Jahr 1768 auf Isle de France, als Herr de Modave in Namen des Königs das Gouvernement von Fort Dauphin in Besitz nahm. Der damalige Seeminister, Duc de Praslin, hatte den ihm von Herrn de Modave vorgelegten Plan gebilligt. Vielleicht ist dieser Plan den Lesern nicht unwichtig.

Isle de France kann, wie unsre Antillen, unsre Lebensmittel konsumiren, und uns dagegen Produkte vertauschen, die uns fehlen. Sie ist ein Anker- und Erfrischungsort für die Schiffe und Mannschaften, die in unsrem Asiatischen Handel beschäftigt sind. Auch kann sie unsren Handel decken und uns in Indien vertheidigen.

\*) Die Gründe, weshalb diese nicht nachgestochen, sondern durch eine neu gezeichnete ersetzt worden ist, sehe man in der Vorrede. G. S.

So viele vereinigte Vortheile konnten wohl mehrere Personen überreden, daß diese Kolonie unter allen Niederlassungen jenseits des Meeres das Gouvernement am meisten interessiren müsse. Wenn man aber alle die Gesichtspunkte, unter denen Isle de France so empfehlenswerth scheint, nach einander betrachtet, so sieht man, daß die Insel in jeder Rücksicht in einem unvollkommenen Zustande ist, und daß man an ihrer Nuzbarkeit zweifeln müßte, wenn sie auf das eingeschränkt wäre, was sie für sich selbst und durch ihre gegenwärtigen Nebenvortheile seyn kann. Wirklich ist diese Insel in Rücksicht auf Tauschhandel sehr uninteressant\*), da sie sowohl an Asien, als an Europa fast gar nichts zu geben hat. Sie könnte übrigens ihre Lebensmittel zur Ausfuhr nicht anders vermehren, als auf Kosten wesentlicher Dinge. Dann würde sie den Schiffen, die daselbst neue Vorräthe einnehmen wollten, nichts geben können; und eben so wenig reichte sie für den Unterhalt der Truppen hin, wenn sie ihren Anbau auch ganz auf Getreide und andre Lebensbedürfnisse einschränkte.

Allein Isle de France hat auch noch außerdem einen wesentlichen Fehler: alle Arbeiten der dortigen Kolonie werden von Sklaven verrichtet; das Bevölkerungssystem der Insel ist daher fehlerhaft. Glücklicher Weise kann diesen Unvollkommenheiten durch eine Niederlassung auf Madagaskar abgeholfen werden; und daher wird es nöthig, diese zu versuchen. Der gute Fortgang eines solchen Unternehmens scheint leicht; die Kosten werden nicht beträchtlich und der Nutzen äußerst groß seyn. Das, was man aus Madagaskar ziehen kann, ist unzählig, da diese Insel die Produkte von zwei Zonen hervorbringt. Sie kann für den Afrikanischen und Europäischen Handel in Ueberfluß Baumwolle und Seide liefern; ferner Gummata und allerlei Harze, Amber, Eben- und Färbholz, Hanf, Flachs, gutes Eisen und überhaupt alle Metalle, selbst Gold nicht ausgenommen. Auch kann man daselbst mit mehr Vortheil, als irgendwo sonst, alle Indische Zeuge fabriciren. Ueberfluß an Reiß und Getreide wird auch den Land- und Seetruppen, die das Gouvernement etwa auf Isle de France

unter:

\*) Durch die Betriebsamkeit des Herrn Poivre ist nun die Einfuhr von Specereien ein wichtiger Handelszweig geworden. Das konnte aber Herr de Modave, als er diesen Aufsatz schrieb, nicht wissen. U. d. V.

unterhalten will, die nöthigen Lebensmittel zusichern. Zu dem allen kommt auch noch Pökelfleisch, Leder und Talg.

Die Schifffahrt zwischen dieser Insel und Madagaskar kam, bei einiger Vorsicht, zu allen Zeiten sicher betrieben werden. Eine Verbindung zwischen diesen beiden Inseln ist also nöthwendig und natürlich. Der Reichthum und die Stärke von Isle de France hängen von Madagaskar ab, und das erstere wird die vorgeschlagene Niederlassung eben so leicht anlagert, als erhalten können.

Es ist nicht nöthig, zu dieser Eroberung Flotten und Truppen auszusenden, oder mit großen Kosten eine ganze Gesellschaft dahin gehen lassen. Bessere Mittel werden uns diese Niederlassungen ganz ohne Aufwand verschaffen; bloß durch die Macht des Beispiels, der Sitten, einer besseren Polizei und der Religion will man Madagaskar erobern. Die Gesellschaft ist daselbst schon ganz eingerichtet. Es kommt nur darauf an, sie an uns zu ziehen, und sie nach unsern Absichten zu lenken. Dies kann aber keine Schwierigkeiten machen, da es den Madekassen selbst durch den Vortheil des gegenseitigen Tauschhandels nützlich ist.

Sobald ich mich im Fort Dauphin niedergelassen, und ein Detaschement Truppen zur Besatzung desselben und zur Sicherheit der Franzosen unter meinem Befehle habe, will ich sechs Monathe lang das Innere des Landes durchreisen; denn man muß das Fort Dauphin nicht als den besten Ort zu einer Niederlassung ansehen. Drei Stunden südlich von dem Fort fließt der schöne Fluß Fancher, der für kleine Fahrzeuge zwanzig Stunden landeinwärts schiffbar ist. Er bildet oberhalb seiner Mündung einen See, der drei tausend Toisen im Durchmesser hat und nirgends weniger als zehn Klafter tief ist. Dieser See hängt mit dem Meere durch einen, funfzig bis sechzig Toisen breiten Kanal zusammen, den der Ablauf des Wassers ausgehöhlet hat, und den selbst bei der trockensten Jahreszeit die stärksten Schaluppen befahren können. Durch einige wenige Arbeit würde dieser See einer der schönsten Häfen in der Welt werden; und wie es scheint, ist Fancher der bequemste Ort zu einer Niederlassung. Wenn man mit Bewilligung der Eingebornen ein Lager daselbst aufgeschlagen hätte, müßte man die Garnison verdoppeln; und dann würde man zu den ersten

Geschäften einige Arbeiter nöthig haben. Man wird an mehrere Familien Ländereien vertheilen, welche nur von freien Leuten gebauet werden sollen.

Unsre Sicherheit im Lande, und die Absicht, der Kolonie selbst und auch Isle de France mehr Stärke zu verschaffen, erlauben es der projektirten Kolonie nicht, Sklaven in ihren Dienst zu nehmen; aber die Landeseingebornen können gegen Bezahlung zur Arbeit gebraucht werden: und da man sich ohne Schwierigkeit des Pfluges bedienen kann, so wird es möglich seyn, bald, und mit geringeren Kosten als auf Isle de France, durch eine kleine Anzahl Kolonisten einen sehr ausgebreiteten Feldbau treiben zu lassen. Man müßte übrigens an dem Orte ein Magazin von Branntwein, blauer Leinwand, Glasperlen, Korallen und einigen leichten Französischen Zeugen haben. Zwanzig Wohnungen werden den Erfolg der Niederlassung fürs erste sichern, und im zweiten Jahre wird es leicht seyn, viele andre zu errichten. Während der ersten beiden Jahre muß man mit Niederlassung, so zu sagen, nur eine Probe machen; um sie hernach zu befestigen, wird man die zu einem Fort nöthigen Materialien in Stand setzen, und dann im dritten Jahre das Fort erbauen, indeß mehr, um dem Kommandanten Würde zu geben, als daß er sich mit Gewalt darin behaupten soll. Isle de France und die Liebe der Eingebornen müssen die wahre Sicherheit der Kolonie ausmachen. Bei diesen Grundlagen könnte das vorgeschlagene Fort erbauet werden, ohne daß die neue Kolonie eine Erschütterung dadurch litte. Isle de France, das windwärts von Madagaskar liegt\*), wird immer im Stande seyn, der neuen Kolonie Hülfe zu leisten. Die Kosten des vorgeschlagenen Unternehmens sind nur mittelmäßig; aber der Nutzen desselben sehr groß. Die Truppen vermehren die Kosten gar nicht, da sie ein Theil der Besatzung von Isle de France sind, wo ihre Unterhaltung theurer seyn würde. Zu den aufzuführenden Gebäuden ist nur eine kleine Anzahl von Arbeitern nöthig, die für eine mäßige Bezahlung in kurzer Zeit

\*) Windwärts heißt: nach der Richtung hin, von welcher der Wind kommt. Hier ist von einer Meeresgegend die Rede, wo die Südostwinde beinahe das ganze Jahr hindurch herrschen; folglich liegt Isle de France windwärts (ostwärts) von Madagaskar. G. S.

das Nöthige thun werden; und dieser Vorschuß würde bald aus dem Verkauf mehrerer Sachen, die man durch das Etablissement selbst haben und zu dieser Rückzahlung bestimmen könnte, wieder herauskommen. So blieben alle Gebäude dem Könige, ohne daß man die zur Ausführung nöthigen Gelder von den nach Isle de France geschickten Summen nehmen dürfte. Die einzige Vergrößerung der Kosten, die das vorgeschlagene Etablissement in den Ausgaben von Isle de France und Bourbon verursachen würde, machten die Besoldungen der Officiere und Offizianten aus; diese Summe wäre indeß nicht beträchtlich, da sie sich noch nicht auf 40,000 Livres beläuft. Die verschiedenen Geräthschaften, welche aus den Magazinen von Isle de France zur Versorgung der neuen Kolonie genommen werden müßten, schätze ich auf 33,548 Livres.

Dies ist der Aufsatz, welcher der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin, unter dem Befehle des Herrn de Modave zur Grundlage gedient hat. Zwar entsprach der Erfolg dieses neuen Unternehmens keinesweges den Hoffnungen, mit denen der Minister sich schmückte; aber die Schuld davon war der Umstand, daß jede Kolonie, wenn sie nicht das Glück und die Belehrung der Völker, bei denen man sich anbauen will, zur Grundlage hat, immer nur ein ephemeres Glück haben kann. Nicht Soldaten, sondern Handwerker, Ackerleute, arbeitsame unterrichtete Menschen, muß man bei solchen Völkern wohnhaft machen, und dabei nicht vergessen, daß Verträge der Wilden mit den Europäern in allen Stücken denen gleich sind, welche Kinder mit einsichtsvollen Leuten schließen würden. Da die bis jetzt mit den Malegaschen geschlossenen Verträge augenscheinlich zu dieser Art gehören, so würde es höchst ungerecht seyn, sich dieselben zum Nachtheil der Insulaner zu Nuze zu machen. Wird man durch große Handelsvorthelle nach Madagaskar hingelockt, so muß man gerechtere und menschlichere Grundsätze befolgen. Man wähle zur Stiftung von Kolonien Ackerleute und Handwerker. Wer den Charakter

der Malegaschen kennt, wird gar nicht ungewiß seyn, wie diese Insulaner Leute, deren frugales und thätiges Leben Ueberfluß herbeiführt und das Laster zurückschreckt, aufnehmen werden. Der Ackerbau vermittelt des Pfluges, und eine Menge praktischer Kenntnisse müssen den Insulanern Gesinnungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößen. Indien bietet eine Menge Handwerker und geschickter Weber dar, welche die Kattune zu bereiten und ihnen die glänzenden dauerhaften Farben zu geben wissen, deren wegen sie von den Handel treibenden Nationen so gesucht werden. Die aus Pflanzen gezogenen Färbematerialien haben in unserm kalten Klima nicht eben die Güte, nicht eben den Glanz, wie in der heißen Zone. Unsere Gartenfrüchte färben sich, wenn sie an Spalieren gezogen werden, nur auf der Seite, welche den Sonnenstrahlen zugekehrt ist. Wir haben keine Beize, welche die Farben des Kattuns so dauerhaft und unveränderlich macht, wie der Saft der Adamsfeige, die wir Pisang nennen. Die Indier zeichnen sich auch in der Fabrikation von seidnen Zeugen aus; und mehrere Provinzen von Madagaskar würden reichliche Erndten von Seide liefern. Ein so wichtiger Handelszweig ist um so weniger zu vernachlässigen, da die Malegaschen im südlichen Theile der Insel diese schätzbare Substanz zu bereiten und zu weben wissen.

Ich habe in der Gegend der Bay Ankongil vier Arten von Kokons kennen gelernt, welche eine sehr gute Seide geben. Die Malegaschen unterscheiden dieselben durch folgende vier Benennungen. *Ande'e'e'* ist ein Kokon fast ganz so wie der, welcher in dem südlichen Frankreich die schönste Seide giebt. *Ande-vontaka*, kleiner als der vorige, liefert eine Seide, die feiner und völlig eben so schön ist, wie die Chinesische. Der Baum, welcher *Anakó* (anacau) genannt wird, ist zu einer gewissen Jahreszeit mit kleinen Kokons bedeckt, die vermittelt kleiner Fäden an seinen Blättern und Zweigen hängen. Die Seide dieser Kokons, welche *Ande'-anakó* genannt

werden, ist äußerst haltbar und fein; aber um sie abhaspeln und zum Gebrauche tauglich machen zu können, muß man sie vor dem Schmutze bewahren, der von den Blättern und Zweigen herunterfällt. Die vierte Art, welche bei den Malegaschen *Ande'saraha* heißt, kann gar nicht abgehaspelt werden. Sie hat die Gestalt eines Sackes, welcher mehrere Hundert kleine Kokons in sich schließt.

Die Wolle von Madagaskar ist schön; aber die Einwohner benutzen sie nicht. Die Indier würden sie in der Zubereitung derselben unterrichten, und bald hätte man ihnen dann einen neuen, äußerst wichtigen Handelszweig zu verdanken. Jeder Reisende kennt die schönen wollenen Zeuge, die in Bengalen unter dem Namen *Schahl* (Shawl) bekannt sind, und aus denen die Mohammedaner *Turbane* machen. Von diesem Zeuge kostet die Elle, wenn die feinste Wolle aus *Kaschmir* dazu gebraucht ist, nicht weniger als hundert Pistolen. Diesen übermäßigen Preis muß man befremdend finden, da die ersten Stoffe in Indien so wenig kosten, und die Handarbeit dort so wohlfeil ist. Indes bringt der Indier, der mehr Geschicklichkeit und Geduld hat, als der Europäer, es mit ziemlich groben Instrumenten doch dahin, daß er diese kostbaren Zeuge weben kann.

Wollte Frankreich in der Folge mit Indien und China den reichen Seiden-, Wollen- und Zischhandel theilen, so glaube ich — und mehrere einsichtsvolle Männer sind eben der Meinung — daß ein solches Unternehmen nicht unmöglich wäre, wenn man in Madagaskar nach guten Grundsätzen eine Kolonie von Indischen Webern anlegte, die unter dem Schutze von *Isle de France* und *Bourbon* stände. Man müßte aber zugleich die berühmten Maschinen von Manchester zum Kämmen und Spinnen der Wolle und Baumwolle einführen; denn alsdann wäre die Zeugfabrikation bloß auf das Weben eingeschränkt, und gewiß sind die Indier in diesem Stück den Europäern über-

legen. Diese Behauptung soll übrigens unsre Industrie gar nicht herabwürdigen. Ich fühle, wie ungereimt es wäre, die *Aldéen*\*) am Ufer des Ganges mit unsren großen Manufakturen in Parallele zu setzen; man würde dann Produkte der Geschicklichkeit und Geduld mit Werken des Genie's vergleichen.

Die Industrie des Indiers ist übrigens nicht bloß auf das Weben eingeschränkt: er versteht sich ziemlich gut auf den Ackerbau; auch weiß er Zucker und Indigo zu bereiten. Der Thon nimmt unter seinen Händen mancherlei Gestalten an, so daß die Indische Töpferware selbst in Europa gesucht und geschätzt wird. Die Indier sind nicht weniger, als die Chinesen, in der Steinschneidekunst geschickt. Um die härtesten Steine zu schneiden und zu durchbohren, bedienen sie sich des pulverisirten und mit Del getränkten Diamantspath's, einer in Indien nicht kostbaren und in Europa wenig bekannten Substanz, die sich eben so gebrauchen läßt, wie Diamantstaub. Die Indier wissen auch den Bambu zu bearbeiten, und Papier, Hausgeräthe, Palankine und wasserdichte Gefäße daraus zu verfertigen. Dieser Baum ist eine Art von dickem Schilf, aus dessen Knoten ein von den Orientalern sehr geschätzter Saft herausläuft. Er wird gegen hundert Fuß hoch, und sein hartes, leichtes Holz kann auf sehr viele Arten gebraucht werden.

Die Leute in Europa, die sich in den mechanischen Künsten auszeichnen, könnten von den Asiatischen Völkern mancherlei lernen, was ihnen großen Vortheil verschaffen würde. Der Ursprung des Borax ist uns noch nicht recht bekannt. Man hat mich zu *Pondicheri* versichert, daß dieses zum leichteren Schmelzen der Metalle so nöthige Salz nicht künstlich sey, sondern daß man es aus den

\*) In Indien werden die Wohnungen der ursprünglichen Eingebornen mit dem Portugiesischen Worte *Aldéas* benannt, welches Dörfer bedeutet; hier scheint es Flecken, von Weibern bewohnt, anzuzeigen.  
G. S.

Bergwerken von Urengebabad ziehe\*). Der verstorbene Herr de Laffonne, erster Leibarzt des Königs, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte mir den besondern Auftrag gegeben, über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen; sie haben indeß, ungeachtet aller angewandten Mühe, keinen Erfolg gehabt. — Auch die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber zeigen unsren geübtesten Künstlern, daß die Indier die Metalle mit vieler Geschicklichkeit zu bearbeiten wissen. Doch, ich brauche weiter nichts von der Industrie dieses Volkes zu sagen; was ich bisher angeführt habe, beweist schon hinlänglich, daß es eines gebildeten Volkes würdig wäre, in Madagaskar eine Kolonie von Indiern zu stiften. Der Indier wird Madagaskar seinem Vaterlande vorziehen; gewiß arbeitet er lieber in einem dem seinigen ähnlichen Klima, auf einer fruchtbaren Insel, wo er in Frieden Ueberfluß und Freiheit genießt, für sich selbst, als daß er zum Vortheile des Mogols ein Feld bauet, welches seinen Vorfahren auf die abscheulichste Art entrissen worden ist. Er wird durch sein Beispiel den guten Malegaschen zur Arbeit bilden, und durch seinen Kunstfleiß die Kolonie zu einem hohen Grade von Wohlstand bringen.

Der Reichthum einer Nation ist immer das Produkt ihrer Arbeit; also bleibt jeder arbeitsame Bürger nur deshalb unthätig und dürftig, weil die Nation ihren wahren Vortheil vernachlässigt oder verkennt. Ein Aktivhandel veranlaßt nicht nur viele und mannichfaltige nützliche Beschäftigungen, sondern erfordert auch Arbeiten, deren Vor-

\*) Es ist bereits seit langer Zeit bekannt, daß der Borax als ein natürliches Mittelsalz in den Seen von Tibet gefunden wird, und nicht, wie der Verfasser meint, in den Bergwerken Indiens. Die Säure, welche seinen wesentlichsten Bestandtheil ausmacht, oder das so genannte Sedativsalz, findet sich auch in Europa in fester Gestalt, in gewissen Seen des Großherzogthums Toskana (namentlich im Cerchiago); und mit Kalk- und Kalkerde verbunden, als ein würflichter, sechs- und zwanzigseitiger Spath krystallisirt (Boracit) in einem Gipslager bei Lüneburg.

theile unzählig sind; besonders Wege, Vervollkommnung der Schiffahrt auf den Flüssen, Vereinigungs-Kanäle, Austrocknungen, Urbarmachungen, und Anpflanzungen sowohl auf dem Gipfel als auf dem Abhange der Berge. Will man aber seine Anlagen schnell zur Vollkommenheit bringen, so denke man auf Ersparnisse, brauche Thiere statt der Menschenhände, benutze Luftzüge, Wasserfälle, kurz alle die bewegenden Kräfte, deren es auf der Erde so viele giebt.

Unter die Maschinen, die man besonders in den Kolonien einzuführen suchen sollte, gehört vor allen die Feuermaschine, die der berühmte Mechaniker Watt in neueren Zeiten zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Sie könnte Tausenden von Sklaven, die jetzt in den Zuckermühlen die größten Beschwerlichkeiten erdulden müssen, ihre Arbeit erleichtern.\*) — —

\*) Hier folgt im Original eine Beschreibung der Feuermaschine, und dann eine Nachricht von dem Zuckerrohr und der Bearbeitung desselben, zu deren Erleichterung der Verfasser die Einführung jener Maschine vorschlägt. Die ganze Stelle ist in der Uebersetzung weggelassen worden; denn die Feuermaschine wird aus des Verfassers unvollständiger Beschreibung niemand richtig kennen lernen, und über die Bearbeitung des Zuckerrohrs sagt er gar nichts Neues.

Der einsichtsvolle Mann verachtet nur das Schädliche oder Unnütze, und verehrt jeden Stand, welcher der menschlichen Gesellschaft Vortheil gewährt. Er weiß, daß Müßiggang die einzige Quelle des Lasters und des Elends ist, und beklagt es, daß eine Menge Arme in Unthätigkeit bleiben, weil ein lächerliches Vorurtheil verhindert, daß eine gewisse Klasse von Menschen nicht in ihren persönlichen Kräften Mittel finden kann, sich ihren Unterhalt zu erwerben und ihr Vaterland zu bereichern. Aber dieses Vorurtheil, welches bei den meisten gebildeten Nationen dem Handel den größten Theil seiner Thätigkeit raubt, und — was man nicht zu glauben scheint — die wahre Ursache von unfrem Unglück und Elend ist, herrscht glück-

licher Weise in den Kolonien nicht; und daher ließen sich äußerst große Vortheile erwarten, wenn man unsre Kenntnisse nach entfernten Himmelsgegenden brächte. Der fruchtbare Boden von Madagaskar, und dessen äußerst schätzbare Produkte müßten der Industrie unfehlbar Mittel darbieten, einen Handel zu begründen, der in seiner Thätigkeit und seinem Umfange unbegrenzt wäre. Und in diesem Gesichtspunkte, dünkt mich, sollte man die Niederlassungen betrachten, die man in Madagaskar anlegen wollte. Zwar ist Herr de Modave diesem Endzwecke näher gekommen, als seine Vorgänger; indefs sieht man aus seinem Aufsatze, daß seine Pläne doch nicht auf einem sicheren Grunde beruheten, und daß sie doch nicht fähig waren, die Kolonie, die er stiften sollte, glücklich und lange blühend zu machen. Dies war auch die Meinung des berühmten Herrn Poivre, der, als Herr de Modave die Niederlassung auf Madagaskar anlegte, Intendant von Isle de France und Bourbon war. Er hatte sich lange in Madagaskar aufgehalten, um die nützlichsten Produkte dieser Insel kennen zu lernen; und man sieht also leicht, von welchem Gewichte die Meinung dieses Mannes seyn muß, der sich durch seine Einsichten und Tugenden auszeichnete. Seinem unermüdlischen Eifer wird Frankreich bald den Vortheil verdanken, daß es mit Holland den einträglichen Specerei-Handel theilen kann. Wenn künftige Generationen diese Wohlthat nicht vergessen, so müssen die Widerwärtigkeiten, welche dieser tugendhafte Bürger erlitten hat, sein Andenken nur noch werthther machen. Immer verwendete er sich leidenschaftlich für die Fortschritte nützlicher Kenntnisse und Untersuchungen, und nie ließ er eine Gelegenheit vorbei, wo er Belehrung verbreiten konnte. Er sah es als eine von den vorzüglichsten Pflichten eines Gouverneurs an, bei solchen Leuten, an denen er wahrhaft nützliche Talente kannte, Nachforschungstrieb anzuwenden und zu erregen. Besonders benutzte er die Kenntnisse des berühmten Commer-

son. Dieser gelehrte Naturforscher hatte Herrn Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet und eine große Menge Pflanzen und allerlei andre Naturmerkwürdigkeiten in den von ihm besuchten Ländern gesammelt. In seiner Reisebeschreibung fanden sich sehr viele interessante Sachen. Herr Commerson war gewiß versichert, daß, wenn er geradezu nach Frankreich ginge, seine nützlichen und mühsamen Arbeiten nicht unbelohnt bleiben würden. Aber alle diese Vortheile machten nicht länger Eindruck auf ihn, sobald er wußte, daß Herr Poivre ihn zum Einsammeln neuer Kenntnisse zu brauchen wünschte. Als er nun die Naturgeschichte von Isle de France und Bourbon völlig erforscht hatte, ging er im Jahre 1769 nach Madagaskar. Herr de Modave, der damals Gouverneur von Fort Dauphin war, verschaffte ihm viele Mittel, den Wissenschaften neue Dienste zu leisten. Es ist sehr zu bedauern, daß die schätzbaren Arbeiten dieses unermüdeten Mannes nach seinem Tode verloren gegangen oder zerstreuet worden sind! Ich bin Augenzeuge von der außerordentlichen Thätigkeit dieses Gelehrten gewesen, der fast alle Nächte damit zubrachte, die Pflanzen und die andern Naturprodukte zu beschreiben, die er bei der glühenden Hitze des Tages gesammelt hatte. Vielleicht hat nie ein Naturforscher stärkeren Eifer und ausgebreitetere Kenntnisse gehabt. Aber jetzt ist von der großen Sammlung, die er uns in Isle de France mit so vielem Vergnügen zeigte, wenig oder gar nichts mehr übrig. Ich berufe mich auf Herrn de Jussieu, der die Güte gehabt hat, mir alle die Ueberreste mitzutheilen, die man sich von Herrn Commerson's unzähligen Nachforschungen hat verschaffen können. Sie enthalten nichts als ziemlich unwichtige Nachrichten von einigen Pflanzen, die schon von Flacourt in seiner Geschichte von Madagaskar beschrieben sind. Die einzige interessante Bemerkung betrifft die Rimosen. Ich will sie hieher setzen und auch

einen kleinen Aufsatz über eben den Gegenstand von de Herrn de Modave hinzufügen.

„Die Liebhaber des Wunderbaren, die es uns ohne Zweifel wenig Dank wissen würden, daß wir die vorgebliche Riesengestalt der Patagonier auf sechs Fuß vermindert haben, werden vielleicht zur Entschädigung einen Stamm von Pygmäen annehmen, der in das andre Extrem fällt. Ich meine die Halbmenschen in dem Innern der großen Insel Madagaskar, die daselbst eine beträchtliche Völkerschaft ausmachen und *Kimos* genannt werden. Der natürliche und unterscheidende Charakter dieser kleinen Leute besteht in Folgendem. Sie sind weiß, oder doch wenigstens blässer von Farbe, als alle bekannten Schwarzen; sie haben sehr lange Arme, so daß die Hand, ohne daß der Leib gebogen wird, bis unter die Knie reicht. An den Weibern ist ihr Geschlecht kaum durch Brüste kenntlich, außer zu der Zeit, wenn sie säugen. Auch will man versichern, daß die meisten, um ihre Säuglinge zu ernähren, Kuhmilch zu Hülfe nehmen müssen. In Ansehung der Geistesfähigkeiten machen diese *Kimos* den übrigen Madefassen den Vorzug streitig, von denen man doch weiß, daß sie viel Kopf und Geschicklichkeit haben, ob sie gleich in der größten Trägheit leben. Man versichert aber, daß die *Kimos* nicht nur viel thätiger, sondern auch kriegerischer sind. Da ihr Muth, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrem Wuchs in umgekehrtem Verhältnisse steht, so sind ihre Nachbarn, die oft Streit mit ihnen haben, nie im Stande gewesen, sie zu unterdrücken. Ob sie schon mit ungleichen Kräften und Waffen angegriffen wurden (denn sie besitzen nicht, wie ihre Feinde, Pulver und Flinten); so haben sie doch immer muthig gefochten, und sich in ihren Felsen frei erhalten. Der schwierige Zugang zu diesen trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Erhaltung bei. Sie leben auf denselben von Reis, verschiedenen Arten von Obst, Hülsenfrüchten und Wurzeln; auch ziehen sie eine große Anzahl von Vieh (Buckelochsen und breitschwänzige Schafe), das sie zum Theil ebenfalls zur Nahrung benutzen. Sie haben mit den verschiedenen Madefassischen Stämmen, die um sie her wohnen, weder durch Handel noch auf irgend eine andere Art Verbindung, und gewinnen ihre sämtlichen Bedürfnisse aus dem Boden, den sie besitzen. Alle die kleinen Kriege zwis-

schen ihnen und den übrigen Einwohnern der Insel laufen darauf hinaus, einander gegenseitig einiges Vieh oder einige Sklaven wegzunehmen. Vor dem letzteren Unrecht sind die Kimos indeß durch ihre kleine Statur gesichert, und das erstere wissen sie bis auf einen gewissen Punkt zu ertragen; das heißt: wenn sie von dem Gipfel ihrer Berge sehen, daß ein furchtbarer Kriegszug in der Ebene vorrückt, so entschließen sie sich von selbst, an dem Eingange der engen Pässe, durch die man gehen muß, um zu ihnen zu kommen, einiges überflüssiges Vieh von ihren Heerden anzubinden, das sie, wie sie sagen, freiwillig der Dürftigkeit ihrer älteren Brüder opfern. Dabel erklären sie aber zugleich, daß sie bis aufs Aeußerste fechten wollen, wenn man mit gewaffneter Hand weiter auf ihr Gebiet vordringe. Dies dient zum Beweise, daß sie nicht aus Gefühl von Schwäche, noch weniger aus Feigheit, Geschenke voran gehen lassen. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile, die sie mit der größten Genauigkeit werfen und schießen. Man behauptet: wenn sie — wozu sie große Lust haben — sich mit den Europäern besprechen und von diesen Flinten nebst Kriegsmunition bekommen könnten, so würden sie gern von Bertheidigung zum Angriffe übergehen, und ihre Nachbarn müßten sich dann vielleicht glücklich schätzen, wenn sie in Frieden blieben.

Drei oder vier Tagereisen weit vom Fort Dauphin zeigen die Eingebornen des Landes mit vieler Eigenliebe eine Reihe kleiner Hügel oder Erdhaufen in Gestalt von Gräbern, von denen sie versichern, daß dieselben die Folge einer großen Niederlage sind, welche die Kimos in offenem Felde von ihren Vorfahren erlitten haben \*). Wie dem auch seyn mag — diese in der dortigen Gegend fortdauernde Tradition und der in ganz Madagaskar verbreitete Glaube, daß die Kimos noch jetzt existiren, lassen nicht daran zweifeln, daß wenigstens ein Theil von dem, was man erzählt, wahr ist. Uebrigens bestrebet es, daß alles, was man von dieser Nation weiß, nur auf Zeugnissen ihrer Nachbarn beruhet, daß man noch keine Beobachtungen an Ort und Stelle angestellt hat, und daß weder der Gouverneur von Isle de France und Bourbon, noch

\*) Ich wundre mich, daß Herr Commer son nicht durch ein etwas tieferes Aufgraben der kleinen Hügel dieses Faktum zu verificiren gesucht hat.

die Befehlshaber der verschiedenen einzelnen Posten, die wir auf den Küsten von Madagaskar gehabt, jemals den Schritt gethan haben, in das Innere des Landes einzudringen, um diese und zu gleicher Zeit so viele andere Entdeckungen zu machen. Kürzlich ist das Unternehmen versucht worden, aber ohne Erfolg.

Doch, wieder zu unsren Kimos. Ich kann als Augenzeuge versichern daß bei meiner Reise nach dem Fort Dauphin (zu Ende des Jahres 1770) der letzte Gouverneur, Herr Graf de Modave, der mir schon einen Theil dieser Beobachtungen mitgetheilt hatte, mir endlich auch zu welchem Vergnügen unter seinen Sklavinnen eine Kimosin zeigte, die ungefähr dreißig Jahr alt, drei Fuß sieben Zoll hoch und in der That von der lichtesten Farbe war, die ich jemals unter den Einwohnern dieser Insel gesehen habe. Ich bemerkte, daß, ungeachtet ihrer kleinen Statur, ihre Glieder ziemlich stark waren, und daß sie keinesweges den kleinen schwächlichen Personen, sondern vielmehr einer Frau von gewöhnlichem Wuchse in dem Verhältnisse der einzelnen Theile gleich, und nur nicht die völlige Höhe hatte. Ihre Arme waren wirklich sehr lang, und reichten, ohne daß sie sich bückte, bis an die Kniescheibe. Ihr Haar war kurz und wollicht, ihre Physiognomie ziemlich gut und der Europäischen ähnlicher, als der Madekassischen. Sie hatte gewöhnlich eine lachende Miene, einen sanften, gefälligen Humor und, nach ihrem Verhalten zu urtheilen, auch gesunden Verstand. Von den Bräustern fanden sich an ihr nur die Warzen; doch dieser einzige Fall reicht bei weitem noch nicht hin, eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze gelten zu lassen. Kurz vor unsrer Abreise von Madagaskar entfloh die kleine Sklavin in die Wälder, theils aus Begierde ihre Freiheit wieder zu erlangen, theils aus Furcht, daß sie nächstens eingeschifft werden möchte.

Alles wohl überdacht, glaube ich ziemlich fest an diese neue Abartung des Menschengeschlechtes, die ihre charakteristischen Kennzeichen, wie ihre eigenen Sitten, hat. Wir verhalten uns in unsrem Wuchse zu den Lappländern ungefähr, wie diese zu den Kimos. Jene bewohnen den fäl-

testen Himmelsstrich, und diese die höchsten Berge. Die auf Madagaskar, welche den Kimos zum Aufenthalte dienen, sind sechzehn bis achtzehnhundert Toisen über dem Meeresspiegel. Die Vegetabilien, die von selbst in dieser großen Höhe wachsen, scheinen nur krüppelhaft zu seyn, wie die Fichte, die Birke, und so viele andre Bäume, welche zu den niedrigsten Sträuchern werden, und zwar bloß deshalb, weil sie Alpkölen geworden, das heißt auf die höchsten Berge gekommen sind.

Ich lasse auf diesen Auszug aus Herrn Commerçon's Nachrichten über die Kimos einen kleinen Aufsatze von Herrn de Modave über eben den Gegenstand folgen.

Als ich im September 1768 nach dem Fort Dauphin kam, gab man mir einen ziemlich schlecht geschriebenen Aufsatz über ein sonderbares Volk, das in der Madefassischen Sprache Kimos heißt, und die Mitte der Insel Madagaskar in 22° S. Br. bewohnt. Ich hatte schon öfters davon sprechen hören, aber mit so vieler Verwirrung, daß ich auf einen Umstand, der doch ins Licht gesetzt zu werden verdient, heinabe gar nicht Acht gab. Die Sache betrifft ein Volk von Zwergen, die in Gesellschaft leben, von einem Oberhaupt regiert werden und unter dem Schutze bürgerlicher Geseze stehen. Zwar kannte ich in Flacourt's Bericht eine Stelle, die sich auf diese Völkerschaft bezieht; aber sie hatte keinen Eindruck auf mich gemacht, weil Flacourt die Erzählung von diesem Zwergvolke als eine von den Herrauspielern erfundene Fabel verwirft. (Diese Leute sind Gaukler und wahre Scharlatane, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie ungereimte Geschichten singen und lächerliche Erzählungen machen.) Flacourt nennt diese kleinen Leute Pygmäen, und mischt in ihre Geschichte zugleich einen angeblichen Stamm von Riesen, die, der alten Tradition zufolge, ehemals in dieser Insel große Verwüstungen angerichtet haben. Er erzählt auf den Bericht der Herrauspieler: die Pygmäen hätten vor Zeiten einen Einfall in das Land Anossi gethan, und wären von den Etanas, den ursprünglichen Bewohnern desselben, zurückgeschlagen worden. Diese hätten die Pygmäen am Ufer des Flusses Itaper umringt, sie alle niederge-

macht und dann an dem Orte eine Menge Steine, zu Grabmälern für ihre Feinde und zu Monumenten ihres über sie erfochtenen Sieges, errichtet.

Ich zog im Fort Dauphin und der umliegenden Gegend alle mögliche Erkundigung ein, und entschloß mich dann vor zwei Monathen, einige Personen auf die Entdeckung dieses Pygmäen-Landes auszuschicken. Eine umständliche Nachricht von dieser Unternehmung, die aber durch die Untreue und den wenigen Muth der Begleiter ohne Erfolg war, ist in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Doch habe ich wenigstens den Vortheil gehabt, mich zu versichern, daß wirklich eine Nation von Zwergen in einer Gegend von Madagaskar wohnt. Diese Völkerschaft heißt: Kimos. Die mittlere Größe der Mannspersonen, welche einen langen und zugerkübelten Bart tragen, macht drei Fuß fünf Zoll aus; die Weiber sind um einen Zoll kleiner\*). Die Kimos sind dick und unterseht; sie haben eine weniger schwarze Haut, als die übrigen Insulaner, und ihr Haar ist kurz und wollicht. Sie schmieden Eisen und Stahl, woraus sie sich Lanzen und Hassagais verfertigen. Dies sind die einzigen Waffen, deren sie sich zur Bertheidigung gegen ihre Feinde bedienen, die ihnen bisweilen Vieh wegzunehmen suchen. Sobald sie bemerken, daß Schaaren von Reisenden durch ihr Land zu gehen Anstalt machen, blinden sie Ochsen an Bäu-

\*) Diese Stelle harmonirt nicht ganz mit der oben in Comersson's Nachricht vorkommenden Ausmessung; denn dort hieß es ausdrücklich, die Kimose sey 3 Fuß 7 Zoll hoch gewesen, welches zwei Zoll größer ist, als hier die Statur der Männer angegeben wird, da doch die Weiber um einige Zoll kleiner seyn sollen. Man sieht wohl, daß diese Nachrichten noch sehr unbestimmt sind und daß man überhaupt, auch ohne den Ekticismus, der aus unwissendem Uebermuth entspringt, Ursach hat, weitere Bestätigungen dieses seltsamen Faktums abzuwarten, ehe man es als unbezweifelt annimmt. Zugleich aber beweisen dergleichen für die Anthropologie so äußerst wichtigen Punkte, und die vielen naturhistorischen Entdeckungen, die in Madagaskar noch zu machen sind, daß es den Europäern, ungeachtet ihrer Proflerei, um Aufklärung und Erkenntniß kein großer Ernst ist, sondern daß alles, was darin für die Wissenschaften geschieht, vielmehr Wirkung des Zufalls und des Enthusiasmus einzelner Eiferer, als Folge eines regelmäßig und mit großen, vereinigten Kräften ausgeführten Plans genannt werden muß. G. S.

me, und fügten auch andre Provisionen hinzu, damit die Fremden an ihrer Gränze Mittel zum Unterhalt finden. Sind aber diese nicht so klug, sie in Frieden zu lassen, und sich mit den in solchen Umständen gewöhnlichen Geschenken zu begnügen; so wissen die kleinen *Kimos* sich nachdrücklich zu vertheidigen und mit Gewalt jeden zurückzutreiben, der so verwegen ist, in das von ihnen bewohnte und nur mit Schwierigkeit zugängliche Thal einzudringen.

Der Vater des Oberhauptes *Maimbu* ward auf den beiden unglücklichen Expeditionen, die er gegen diese Völkerschaft unternahm, um ihr einen Theil ihrer Heerden zu rauben und das Vieh dann im Fort *Dauphin* zu verkaufen, von *Remouzaï* als Kapitain begleitet; und dieser hat mir gesagt: er habe seine Rettung nur seiner besondern Kenntniß von den hohen und steilen Bergen, die das Thal der *Kimos* rings herum abschneiden, zu verdanken gehabt. *Remouzaï* war mehrmals bei dieser Völkerschaft gewesen. *Maimbu's* Vater hatte ihn, als er es wagte, sie anzugreifen, zum Begleiter genommen. Der erste Einfall blieb ohne Erfolg; aber der zweite war noch viel unglücklicher. *Maimbu's* Bruder ward getödtet, sein kleines Heer gänzlich in die Flucht geschlagen, und es entkamen nur sehr Wenige der Verfolgung dieser Pygmäen. Mit allen Nachforschungen habe ich doch, außer *Remouzaï*, Niemand kennen lernen, der mir genaue Nachrichten über diese beiden Einfälle hätte geben können.

*Maimbu*, mit dem ich wegen der Verproviantirung des Forts *Dauphin* in großer Verbindung stand, war damals noch nicht in dem Alter, daß er seinen Vater bei diesem Zuge begleiten konnte; er hatte aber von daher solchen Abscheu vor den *Kimos* behalten, daß er, so oft ich nur von ihnen sprach, in Wuth gerieth. Er wollte mich bereden, diesen Stamm von Affen — denn diesen Schimpfnamen gab er ihnen immer — zu vertilgen. Ein Oberhaupt der *Mahafallen*, einer Völkerschaft unweit der *Bay St. Augustin*, der zu einem andren Oberhaupte in der Nähe des Forts kam, um Selde und andre Waaren gegen Ochsen zu vertauschen, sagte in Gegenwart eines von meinen Officieren: er sey verschiedenemale in dem Lande der *Kimos* gewesen, und habe sogar Krieg gegen sie geführt; seit

seit einigen Jahren wäre diese Völkerschaft sehr von ihren Nachbarn beunruhiget worden, und man hätte mehrere von ihren Dörfern niedergebrannt. Er rühmte sich auch, ein Paar Kimos von beiderlei Geschlecht, und beinahe von gleichem Alter, das er auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre angab, bei sich zu haben. Er versprach meinen Officieren, sie mir zu schicken, und ich hoffe, daß er Wort halten wird.

Nach dieses Oberhauptes und Kemouzaï's Berichten, muß ich glauben, daß das Thal der Kimos sehr reich an Heerden und an allen Arten von Lebensmitteln ist. Diese kleinen Menschen sind nehmlich arbeitsam und gute Ackerleute. Ihr Oberhaupt hat mehr unbeschränkte Gewalt, und wird mehr geehrt, als die in den übrigen Distrikten von Madagaskar. Den Umfang des Thales, das sie bewohnen, habe ich nicht erfahren können; ich weiß nur, daß es von sehr hohen Bergen umgeben ist, sechzig Stunden weit vom Fort Dauphin in N. Westlicher Richtung liegt, und auf der Westseite von dem Lande der Matatanen begränzt wird. Ihre Dörfer stehen auf kleinen, steilen Hügeln, die um so schwerer zu ersteigen sind, da die Einwohner die Hindernisse des Zuganges noch vermehrt haben.

Das Oberhaupt der Mahafallen und Kemouzaï stimmen in zwei Umständen nicht überein, die doch besonders ins Licht gesetzt zu werden verdienen. Die Madefassen sind allgemein der Meinung, daß die Weiber der Kimos keine Brüste haben, und daß sie ihre Kinder mit Kuhmilch ernähren. Auch sagt man noch: sie hätten die monatliche Reinigung nicht; aber zu der Zeit, wo sie eintreten sollte, werde ihre Haut blutroth. Kemouzaï hat mich versichert, diese Meinung sey gegründet; aber das Oberhaupt der Mahafallen bestreitet sie: und so muß man sein Urtheil wenigstens zurückhalten und sehr behutsam seyn, ehe man Phänomene glaubt, die so sehr von den allgemeinen Gesetzen abzuweichen scheinen, wenn sie sich über eine gewisse Anzahl von Individuen erstrecken. Ich habe mir eine Kimosin verschafft, die vor einigen Jahren ein Oberhaupt der Provinz Mandrareï zur Gefangenen gemacht hat. Sie ist von großer Statur, nehmlich mit der verglichen, die man den übrigen Weibern ihrer Nation zuschreibt; indeß hat sie doch nur drei Fuß, Nachons Reife. E

sieben Zoll. Sie ist 30 bis 32 Jahr alt; Ihre Arme sind sehr lang, und ihre Hände den Klauen eines Affen ziemlich ähnlich. Die Warzen ihres Busens sitzen so dicht in der Brust, wie bei den magersten Mannspersonen, und man sieht gar keine Spur von Brüsten. Meine kleine Kimosin war bei ihrer Ankunft in dem Fort erschrecklich mager; aber seitdem sie ihren gefräßigen Appetit befriedigen kann, wird sie wohlbeleibt, und ich glaube, daß ihre Gesichtszüge, wenn sie erst in ihrem natürlichen Zustande ist, sorgfältige Beobachtung verdienen werden. Der Anführer, der mir diese Kimosin verkaufte, sagte mir: einer seiner Freunde hätte einen männlichen Kimosen, und er würde alles Mögliche thun, um mir denselben zu schicken.

Wenn das Unternehmen, das ich vor zwei Monäthen machte, besser gelungen wäre, so würde ich mir gewiß die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, zwei solche Zwerge von beiderlei Geschlecht nach Frankreich zu schicken; doch, vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Es ist ohne Zweifel kein sonderliches Wunder, in einer so großen Insel wie Madagaskar, die unter mehreren Himmelsstrichen liegt und so äußerst mannichfaltige Produkte hat, Zwerge anzutreffen; aber ein wahrer Menschenstamm von Zwergen, die in Gesellschaft leben, ist ein Phänomen, das man nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Mit den Nachrichten der Herren de Modave und Comerson kann man noch die von einem Officiere verbinden, der sich einen Kimos verschafft hatte und ihn, wie er mir selbst sagte, nach Frankreich schicken wollte, wenn nicht Herr de Surville, der das Schiff, womit er zu reisen Willens war, kommandirte, ihm die Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Muß man sich, bei so wenig zweideutigen Zeugnissen, nicht wundern, daß Flacourt alle Nachrichten von der Existenz dieses Volkes als Fabeln behandelt hat? Man sollte doch endlich aufhören, gegen Thatsachen die Autorität dieses Mannes aufzustellen, der durch seinen unverföhnlichen Haß gegen die Madekassen in allen Stücken

verdächtig ist. Die Einwohner von Madagaskar sind nicht verderbte, unverständige Menschen, weil ihre Sitten das Gegentheil von den unsrigen sind, und weil sie Vergnügen daran finden, auf verschiedene Theile ihres Körpers seltsame Figuren zu zeichnen. Sitten und Gebräuche unterscheiden sich nach den Himmelsstrichen. Allenthalben mag der Mensch sich gern auf hundert verschiedene Arten entstellen: der Indier zieht sich die Ohren lang; der Chinese drückt sich die Nase ein, und macht sich die Stirn platt; und wenn man sich denn einmal bei solchen Rinderreien aufhalten will, so scheint der civilisirte Mensch in dieser Rücksicht vielleicht weniger klug, als der Wilde.

Die Bewohner von Madagaskar sind keine Betrüger und Bösewichter, weil sie den verderblichsten Vorurtheilen und dem leidigsten Aberglauben zum Opfer dienen. Es giebt auf der ganzen Erde kein bewohntes Land, das nicht seine Fabeln und Chimären hätte; allenthalben sieht man den Menschen Geister citiren, auf die Kraft der Amulette vertrauen und den Träumereien der Astrologie lächerlichen Glauben beimessen. Gewiß hat in den civilisirten Ländern dieser Schwindelgeist nicht die wenigsten Unordnungen erregt; denn wenn der Aberglaube sich mit den mannichfaltigen Lastern großer Gesellschaften vereinigt, so wird sein Gift nur um so wirksamer. Mag Flacourt die undankbare Mühe übernehmen, die abergläubischen Gebräuche der Madekassen zu schildern; davon hat der Leser keinen nützlichen Unterricht. Ist es übrigens zu verwundern, daß der Wilde, wenn er allerlei furchtbare Naturscenen um sich her sieht, sie dem Zorn eines unsichtbaren Wesens zuschreibt? Er wird dieses durch Gebete und Opfer zu versöhnen suchen und, weil er über die Art des der Gottheit gebührenden Dienstes irrt, in seinem Wahnsinn ungereimte, kindische und oft auch blutige Gebräuche erfinden. Nur durch diesen Schwindelgeist, von dem kein Volk frei ist, scheinen die Malegaschen uns größere Verbrecher, als die Kannibalen, da sie aus dem sträflichsten Aberglauben

neugeborne Kinder, wenn die Ombiassen einen solchen Ausspruch thun, den wilden Thieren vorwerfen. Diese Betrüger beobachten den Stand der Planeten, und verurtheilen die neugebornen Kinder, das Leben zu verlieren, wenn ihr Geburtstag für unglücklich erklärt wird. In diese Klasse gehören die Monathe März und April, die letzte Woche in jedem Monath, ferner alle Mittwoche und Freitage im Jahre. So wird beinahe in der einen Hälfte des Jahres die Bevölkerung von Madagaskar in ihrer Quelle gehindert! Man vollzieht indes den unmenschlichen Ausspruch der Ombiassen nicht immer; weniger abergläubische, zärtliche Väter lassen oft die unglücklichen und unschuldigen, in den Wäldern ausgesetzten Opfer wegnehmen und sie heimlich erziehen. Sie versöhnen dann durch Opfer das böse Gestirn, das bei ihrer Geburt geherrscht hat.

Doch ich ziehe den Vorhang über eine Abscheulichkeit, welche die Natur empört. Warum konnte ich nicht, zur Ehre der Menschheit, einen so strafbaren Gebrauch ganz verbergen! Welcher Thorheiten ist der unwissende und leichtgläubige Mensch nicht fähig? Unsre Irrthümer stehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unfrem Elend in gleichem Verhältniß. Unwissenheit macht es größer; Aufklärung vermindert es. Entweder ist der Mensch auf der Erde, die er bewohnt, sehr neu, oder diese Erde hat sehr große Revolutionen erfahren; denn wenn wir über das wenige Licht, das auch die gebildetsten Nationen haben, nachdenken — können wir uns dann unsre tiefe Unwissenheit verbergen, und nicht einsehen, daß wir kaum aus dem Chaos hervorgegangen sind? Was auch der geschickteste Mensch weiß, ist so wenig, daß wirklich nur die leichtsinnigsten und superficiellsten Köpfe sich dessen rühmen können. Indes muß die Besorgniß, unsre Fortschritte in dem Studium der Moral und der physischen Wissenschaften zu sehr zu erheben, uns nicht ungerecht gegen unser Jahrhundert machen. Die Rechte des Menschen sind nun besser bekannt und die Ursachen der beunruhigendsten Phänomene